

zweige nicht zu haben waren, mit jedweder dort gedeihen- den Grün, selbst wenn auch nur, wie es so oft bei zeitig in den März treffenden Frost der Fall war, die ersten grünen Spitzen und sibirien schimmernden Blütenfähnen durch die Rinde der Zweige hervorzubrechen. Mit Recht reimt deshalb G o e t t e :

Im Vatikan bedient man sich
Palmsonntags echter Palmen;
Die Kardinäle beugen sich
Und fügen echte Palmen.
Dieselben Palmen singt man auch
Delaweglein in den Händen,
Wuß im Gebirg' zu diesem Brauch
Stechpalmen gar verwenden.
Zuletzt, man will ein grünes Reis,
Da nimmt man Weidenzweige,
Damit des Frommen Lob und Preis
Auch im geringsten zeige.

„Man will ein grünes Reis“. Das ist die Hauptfache, mag es nun ein blühender Zweig des Haselstrauchs oder der Palmweide oder ein winziges, zierliches Tannenbäumchen sein, wie man es in den Alpenländern mit Äpfeln und bunten Bändern geschmückt aus jedem Gehöft zur Kirche trägt, um es vom Priester weihen zu lassen. Denn auch auf ihm liegt der vom Geistlichen vermittelte göttliche Segen. Und wenn es bis zum Morgen des Ostermontags eine ganze Woche lang draußen in Feld und Garten seine Schuldtatigkeit getan hat, ist seine wunderwirkende Kraft noch lange nicht erschöpft. Es ist noch zu vielem anderen im Laufe des Jahres berufen, und ein jeder bemüht sich, ein Zweiglein davon zu erhalten.

Will der profane, ungläubige Städter, der von dieser Zauberwirkung nichts weiß, sich über diese volkstümliche Metaphysik unterrichten, so möge er einmal einen Blick in die *Tr a u m- und G e h e i m b ü c h e l e i* und andere ähnliche Literatur werfen, wie sie auf Jagdmärkten und Kirchweihfesten in Masse veräußert wird. Man erfährt da, daß der geweihte Zweig der Palmweide des Hans, an dessen Giebel er angeheftet ist, vor Mißgeschlag bewahrt, daß er gegen Kopfschmerz und Fieber nützlich ist und daß sich, wenn man nur den rechten Zauberpruch dabei herläßt, 77 Dämonen verschiedener Krankheiten an ihn binden und bannen lassen. Den schwangeren Frauen besichert er eine leichte Entbindung, und die Wöchnerin, die einige Blätter davon, bevor sie den ersten Kirchgang unternimmt, in die Schuhe legt, ist auf dem Wege zur Aussegnung vor den Anfechtungen des Satans geschützt. Am Hochzeitstage in der Taube getragen, sind geweihte Palmfähnen ein unschätzbares Mittel gegen ehelichen Zank und Zwistigkeit. Hüner, denen man etwas davon ins Futter freut, sind gegen Raubvögel geschützt und legen fleißig Eier. Das Kind, über dessen Brust sie angebracht sind, hüten die Palmfähnen vor Gefahren. Bringt Feuer im Orte aus, so stellt man die Palmen allenthalben an die Fenster, um das Umherschleichen der Feuersbrunst zu verhindern. Einige Spändchen vom Palmzweig in einem Säckchen auf der Brust getragen, sichern den Träger vor der bösen Schratz und dem Abdrücken. Im Viehhalle verhindern sie das Ausbrechen von Seuchen und befördern die Fruchtbarkeit der vor dem Weipreden gestrichen Tiere.

Man sieht, das Aberglaubens ist kein Ende zu finden. In protestantischen Gegenden Schlesiens steckt man noch hier und da Palmzweige in die Felber, um sie vor Mißwachs und Hagelschlag zu schützen. Im Bayerischen Walde werden von den Ministranten der Pfarrkirche die mit zahlreichen Quicken, d. i. Dufetts, bestreuten, geweihten Palmbäume in die einzelnen Häuser getragen. Der erste Knabe trägt ein hölzernes Christusbild, der zweite den zu verteilenden Vorrat an Palmen, ein dritter einen mit bunten Bändern geschmückten Korb zum Eierammeln, und der vierte eine verhegelte Geldbörse, deren Füllung nicht gerade der letzte Zweck des Aberglaubens ist. Einmal, weit nicht nach dem Gebrauche schickend, ist die niederbayerische Sitte, am Palmsonntag die Grabhügel mit blühenden Weidenzweigen zu schmücken. In London geht man früh morgens aufs Land „palming“, um Palmfähnen zu holen, mit denen man Hüte und Knopflocher schmückt. In Italien aber sendet man demjenigen, mit dem man lange in Feindschaft gelebt hat, die Friedenspalme ins Haus zum Zeichen, daß man sich mit ihm versöhnen möchte.

Der Kulturwert der Religion.

Von Heinrich Westholzheimer.
Noch vor 100 Jahren stand in den deutschen Schulen die Religion als Lehrgegenstand obenan. Bibel, Gebet- und Gesangbuch galten gewöhnlich auch als Lesebücher, die erste Stunde an jedem Tage war dem Reli-

gionsunterrichte gewidmet, der Kirchenbesuch war für alle Schulkinder obligatorisch. Das ist heute anders geworden. Wohl wird noch in den Volksschulen wie auch in den höheren Schulen Religionsunterricht erteilt, aber die Zahl der Pädagogen, die allen Religionsunterricht, zum mindesten den konfessionellen Religionsunterricht, aus den staatlichen Schulen verdrängen und seine Pflege den Kirchengemeinschaften überlassen wollen, ist nicht klein. Man erhebt anstatt des Religionsunterrichtes einen Unterricht in der Moral, der jedweder konfessioneller Grundlage entbehren soll.

Unter solchen Umständen entsteht die Frage: Sollen und dürfen unsere staatlichen Schulen auch in der Zukunft noch den Religionsunterricht in der bisherigen Weise pflegen? Diese Frage beantwortet D. Oskar Holtmann, Oberlehrer am Großh. Realgymnasium und a. v. Professor der Theologie an der Universität zu Gießen, in einer sechsen erschienenen kleinen Schrift, die den Titel trägt: „Ein Buchlein vom staatlichen Religionsunterricht, insbesondere in Hessen“ (Gießen, Alfred Töpelmann, 16 S., 30 Pf.). Was an dieser kleinen und geistvollen Schrift so wohlwollend begrüßt, das ist die objektive Art, in der der Verfasser jeder der drei großen Konfessionen (Judentum, Katholizismus, Protestantismus) gerecht wird. Er geht zunächst auf die Gründe derer ein, die den Religionsunterricht aus den staatlichen Schulen entfernen wollen, und arbeitet dann in sachvoller Weise heraus, welchen Kulturwert die einzelnen Konfessionen besitzen. Er schreibt von dem Judentum: „Diese jüdische Frömmigkeit gibt durch ihr starkes Vertrauen auf den Gott Israels und durch ihr ähnes, oft schwerbar unverständliches Festhalten an der überlieferten heiligen Sitte dem einzelnen Juden und dem gesamten Volk eine unverwundliche Lebens- und Schaffenskraft. Und der Staat, der für seine Aufgabe wagemutig, arbeitsstrebende Leute braucht, hat auch ohnedies allen Grund, dem Judentum die Pflege seiner religiösen Eigenart zu erleichtern.“ Das Merkmal des Katholizismus, so meint Holtmann, ist die Frömmigkeit, die eine Gemeinlichkeit mit Gott anstrebt. Ihr Leitmotiv kann in dem Wort Augustinus gefunden werden: „Du, Gott, hast uns für Dich geschaffen, und unruhig ist unser Herz, bis es in Dir seine Ruhe gefunden hat.“ Hier liegt ein Wert vor, der nicht bloß nach dem Urteil des Katholiken, sondern ebenso nach dem Urteil jedes unvoreingenommenen Beobachters die allerhöchste Pflege verdient. Reinheit, Friedfertigkeit, Barmherzigkeit, Eiferwilligkeit sind notwendige Auserwählungen der Seele, die nach der heiligen Gottesgemeinschaft hinzielt. Eine so wichtige Hilfe bei seiner Arbeit an der Wohlfahrt seiner Bürger darf der Staat nicht achsellos beiseite stellen, um seiner selbst willen muß er die selbstvergessene Tätigkeit der katholischen Kirche unterstützen.“ Im Protestantismus, so wird weiter ausgeführt, ist die Aufgabe der Frömmigkeit wesentlich festes Gottvertrauen. Der Protestantismus verlangt, daß alle Gottesknechte im Dienste der Gesamtheit zu äußerlicher Verwertung kommen; in unermüdlicher Tätigkeit für andere an der Stelle, auf die er durch seinen Beruf gestellt ist, erfüllt der Protestant die Aufgabe seines Lebens.“

Aus diesen Gründen, so folgert Holtmann, ist es die Aufgabe des Staates, die in den Konfessionen vorhandenen Kulturwerte zu erhalten und zu fördern. Das geschieht, indem er den Religionsunterricht pflegt, und hier wird die Formel lauten müssen, wie sie für Hessen so längst gilt: „Interkonfessionelle Schulen bei konfessionellem Religionsunterricht.“

Streitigkeiten auf die Schauspiel-Verhältnisse in Darmstadt vor 80 Jahren.

Mit teilweiser Benutzung der Tagebuchblätter F. W. Vorths, mitgeteilt von Hermann Knispel-Darmstadt.

Unter dem ersten Großherzog, dem Hessens dankbares Volk die Gedenskönig auf dem Luisenplatz errichtet hat, stand die Oper im Vordergrund des Interesses. Das Schauspiel triefte ein kümmerliches Dasein. Eduard Devrient sagt in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst darüber: In Darmstadt hatte die Vorliebe des Großherzogs für die Oper das Schauspiel in Dursthaus untergeordnetem Zustand erhalten. Franz Gruner, welcher der Götterischen Schule nicht lange fern geblieben, sondern sich in den hiesigen Schulen nicht lange fern geblieben, sondern sich in den Kaiserreich gefallen, zugleich aber am Theater an der Wien sein hervorragendes Talent für Szenarie und theatralische Arrangements ausgebildet hatte, schien, 1816 hier als Regisseur des Schauspiels angestellt, denselben aufstellen zu können. Da aber der Großherzog, eifrigst auf die beginnende Hebung des Schauspiels, Gruner sehr bald zum Szenariedirektor der Oper ernannte, so begriff dieser